

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt

76 (20.9.1873)

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 76.

Oberndorf, Samstag den 20. September

1873.

Dahem und in der Fremde. *)

Von Sophie Berg.

Es war Frühling; jubelnd verkündeten es hoch im Aether die trillernden Lerchen, sowie im Grase die lieblich duftenden Veilchen und Maienglocken, daß er in's Land gezogen sei und den bösen Winter verdrängt habe. Die Sonne strahlte unumwölkt am tiefblauen, klaren Himmel und lockte mit warmem Ruß Knospen und Blätter hervor.

In den Pfarrgarten zu Saiba that sie aber auch gar gerne einen Blick, und nicht sie allein, auch die Menschen schauten gern in den schönen Garten mit den ehrwürdigen alten Bäumen und auf das weinumrankte Haus, das so traulich und friedlich im Grünen lag. Der Garten war von der Straße durch eine lebendige Hecke geschieden; rechts vom Hause befanden sich auf einem schattigen Platz unter hohen Akazien Ruhebänke und Tische. Nicht vor dem Pfarrhause, aus dem eine Glashür in's Freie führte, behütete sich ein gut gehaltenes Rasenplatz mit Blumenrabaten aus; wenn man das Haus umging, gelangte man in einen mit Kastanien bepflanzen Hof, in dessen Mitte ein alter Brunnen stand. Hierher kamen täglich und stündlich viele Mägde, um Wasser zu schöpfen, das in der Pfarre am klarsten und kühlsten war. Das Pfarrhaus mit seinem Garten lag hinter der Kirche des kleinen Städtchens; wenn man um das Gotteshaus herumzog und plötzlich dicht vor diesem kleinen Eden des Friedens und der Glückseligkeit stand, fühlte man, daß es sich da gut wohnen lassen müsse, und mehr als einen Vorübergehenden hatte es schon gelüftet, hier seine Hütten zu bauen.

Der Garten verdankte seine zierliche Ordnung dem Pfarrer, der auch jetzt wieder beim Beginn der wärmeren Jahreszeit emsig darin beschäftigt war. Bald schlug er hier einen Stock zum Halt für einen Hosenstrauß ein, bald hatte er dort die Beete über, welche ein Knecht umgrub.

Der Pastor war ein noch rüstiger Mann von schlanker Gestalt und anziehender Gesichtsbildung. Seine Voreltern waren französischer Herkunft; sie waren ausgewandert und hatten sich unter den Schutz brandenburgischer Obrigkeit gestellt. Wenn gleich sie wohl im Anfang ihr schönes, heiteres Frankreich vermissen, so hatten die Segnungen, deren sie unter brandenburgischer Regierung sich erfreuten, sie doch bald mit dem Tausch versöhnt. Bei der Flucht über den Genfersee war der Familie Chaud ein Söhnchen geboren und dieses war der Vorfahr des Pastor Chaud. Leider war der Letztere mit seiner Familie zerfallen; er hatte gegen den Willen seines Vaters Theologie studirt, da er sich innig zu dem Beruf eines Geistlichen hingezogen fühlte, und dann ein armes, aber sehr lebenswürdiges Mädchen geheirathet. Aus diesem Grün den hatte sein Vater ihn enterbt und aus seinem Hause und Herzen verwiesen und war gestorben, ohne seinen Entschluß zu ändern. Ein älterer Bruder des Pastors, der von Klein auf voll abenteuerlicher Reisepläne und der Sehnsucht nach fremden Ländern steckte, hatte das Vaterhaus, in dem Dergleichen verbotene Gedanken waren, heimlich verlassen, und es waren nun viele Jahre vergangen, ohne daß man die mindeste Kunde von ihm erhalten hätte, weshalb er allgemein für todt gehalten wurde. Die Zwillingsschwester des Verschollenen heirathete einen Juristen, der in einer kleinen Stadt an der polnischen Grenze als Rechtsanwalt lebte, starb aber schon nach dreijähriger, glücklicher Ehe, ihren Mann und ein Söhnchen trostlos zurücklassend. Der Pastor erinnerte

sich, seinen Schwager und den Knaben später nur noch einmal gesehen zu haben; dann hatte der Schwager wieder geheirathet und nach Saiba war keine Kunde weiter von ihm gebrungen. Nur der jüngste Sohn des alten reichen Seidenfabrikanten Chaud war geworden, was der Vater von seinen Söhnen verlangte: ein ehrfamer, reicher Bürger, der im Erbe seiner Väter saß, Zins auf Zins häufte und, um keine Gelegenheit zur Bereicherung zu versäumen, auch noch eine recht reiche Frau geheirathet hatte. Daß dieselbe im höchsten Grade häßlich und unliebenswürdig war, that bei ihm nichts zur Sache. Diesem jüngsten Sohn war also das Erbe der Familie allein verblieben, und sein ganzer Besitz mußte später an den Sohn seiner Schwester fallen, da er keine Kinder hatte, an eine Wiederkehr des verschollenen Bruders nicht mehr gedacht werden konnte und der Pastor gänzlich und für immer vom Erbe ausgeschlossen war. Die beiden Brüder sahen sich niemals; der Pastor hatte zwar nach dem Tode des Vaters einen Annäherungsversuch an den Bruder gemacht, war aber durch den Erben stolz und für immer zurückgewiesen worden. Wahrscheinlich fürchtete derselbe, er könne bei Gelegenheit seine Unterstützung in Anspruch nehmen wollen. Bitter gekränkt zog sich der Pastor zurück nach diesem letzten Versuche. Aus eigennütigen Beweggründen hatte er seinen Bruder nicht aufgesucht, denn da er eine gute Pfarre hatte und nur ein einziges Töchterchen besaß, so konnte er mit seiner Familie begnügt leben. Was ihm nun aber von Eltern und Geschwistern vorenthalten wurde, das brachten ihm Alle, die ihn im Lauf der Jahre kennen lernten, gern und freudig dar: hohe Achtung und Liebe. Von seiner Gemeinde wurde er auf's Höchste verehrt, von seinem Vorgesetzten geschätzt und von allen seinen Bekannten geliebt und gerne gesehen.

Während der Pastor eifrig im Garten arbeitete, öffnete sich hinter ihm die Glashür, welche aus dem Hause in's Freie führte, und ein junges Mädchen trat heraus. Man konnte keine lieblichere Erscheinung sehen als Martha Chaud, des Pastors Tochter, welche jetzt mit leichten Schritten den Kiesweg entlang eilte und dicht neben ihrem Vater stehen blieb. Sie war von mittlerer Größe und äußerst zierlich gebaut; die Hände sowie die Füße, welche das geschürzte Sommerkleid sehen ließ, waren ungemein klein. Ein schwarzes Hütlein saß auf einem zierlichen Kopf, der von dunklem Gelock, das unter ein Netz gesteckt war, umwogt wurde. Große braune Augen strahlten mit eigenthümlich glänzendem Licht und sinnendem Ausdruck aus einem zarten Gesicht hervor, gegen welches der kleine kirchrothe Mund mit getheilter und grazids geschwungener Oberlippe seltsam abstach, und verliehen dem Ganzen erst seinen Charakter und seine Bedeutsamkeit. An ihrem Arme trug Martha ein Körbchen mit reifen Erdbeeren und einem appetitlich aussehenden Weißbröckchen.

„Soll ich der alten Brigitte sagen, daß Du sie bald einmal besuchen wirst, lieber Papa?“ fragte Martha, indem sie dicht zum Pastor herantrat.

„Ja wohl, mein Töchterchen, thue das,“ erwiderte dieser, indem er sich aus seiner gebückten Stellung aufrichtete; „grüße Deinen Schützling nur von mir.“

Freundlich lächelnd nickte Martha dem Vater zu, band ein Tuch um, das auf der Bank unter den Akazien lag, und schlug, den Garten verlassend, den Weg nach dem Armenhause ein, welches seitwärts von der Stadt und jenseits eines kleinen Birkenwäldchens lag.

Am offenen Fenster des Armenhauses saß ein altes Mütterchen, die alte Brigitte, die Martha besuchen wollte. Sie schien

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

schon hoch betagt zu seyn, aber ihr immer noch lebhaftes Auge verrieth einen regen Geist. Als sie Martha erblickte, flog ein Freudenstrahl über ihr Gesicht; Martha trat an das Fenster und übergab der Alten das Körbchen.

„Et Du mein Gott, schon Erdbeeren,“ sagte das Mütterchen; „die sind doch wohl noch recht selten!“

„Die Mama,“ erzählte das junge Mädchen, „erhielt sie von einem Bekannten zum Geschenk, der ein großes Treibhaus besitzt. Da dachte sie denn an Euch und trug mir auf, einen Theil der Früchte zu Euch zu bringen.“

„Gott mög' es der guten Frau Pastorin lohnen und sie Ihnen noch recht lange erhalten,“ sagte Brigitte; „so ist sie zeitlebens gewesen, freigebig und theilnehmend auch gegen uns arme Leute. Ach Fräuleinchen, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie solche Theilnahme einem alten Menschen wohlthut. Soll ich denn das Körbchen gleich leer machen?“

„Der Fritz kann es morgen mitbringen, wenn er Eure Suppe holt,“ erwiderte Martha und mit freundlichem Grusse verabschiedete sie sich von der Alten; nach wenigen Minuten hatte sie das Birkenwäldchen erreicht und gieng nun langsamer, da die belaubten Zweige sie vor den Strahlen der noch ziemlich hoch stehenden Sonne schützten. Sie hatte beim Gehen das Tuch abgenommen und lenkte jetzt ihre Schritte seitwärts, wo sich unter einigen vereinzelt dastehenden Tannen eine Moosbank befand, auf welcher sie gern bei ihren Spaziergängen ausruhete.

Martha setzte sich nieder, nahm auch den Hut ab, der ihr lästig war, und schaute, den Kopf in die Hand stützend, träumerisch sinnend auf den grünen Moosteppich, der sich vor ihr ausbreitete. Es war ein äußerst lieblicher Anblick, den das anziehende junge Mädchen in der Walbeinsamkeit bot; so mußte auch wohl der Mann denken, der, als er um eine Biegung des Weges schritt, betroffen über den Anblick stehen blieb. Einige Minuten verharrete der Fremde, Martha betrachtend; als sie aufblickte, zog er artig grüßend seinen leichten grauen Hut und schritt auf einem Seitenweg der Stadt zu. Martha war durch den plötzlichen Anblick des Fremden bestürzt, und ein Fremder mußte es jedenfalls seyn, denn sie kannte ja alle Bewohner von Saïda. Einmal aus ihrem Sinnen gestört, nahm sie Hut und Tuch und schlug den Heimweg ein. Unter den Alazien des Pfarrgartens fand sie die Eltern; der Vater hatte die neueste Zeitung erhalten, welche er bei einer Cigarre studirte, die Mutter war mit einer Handarbeit beschäftigt. Nachdem Martha den Dank Brigittens abgestattet hatte, gieng sie in's Haus, um der alten Dore, der Köchin, die ihrem Amt im Pfarrhause schon viele Jahre vorstand, bei der Bereitung der Abendmahlzeit hilfreich zur Hand zu gehen.

Die Pfarrerin mußte in jungen Jahren ihrer Tochter sprechend ähnlich gesehen haben; da waren auch die großen dunkeln Augen, der kleine Mund und das üppige, schwarze Haar, das aber bei ihr schon von einzelnen Silberfäden durchwoben war. Sie hing an ihrem Mann mit inniger Liebe, und Martha war nächst demselben ihr höchstes irdisches Gut. Nach einiger Zeit kehrte Martha in Begleitung der alten Dore zurück, der Tisch unter den Alazien wurde gedeckt und die Familie nahm an demselben Platz. Da öffnete sich die Glashür des Gartens und ein Knabe näherte sich athemlos vom schnellen Laufen dem Pfarrer. Der Herr Pfarrer möge doch schnell in den Gasthof zum goldenen Löwen kommen, berichtete er, es sei ein Unglück geschehen und ein Mensch liege im Sterben. Nachdem der Pastor sich hastig umgekleidet, nahm er von Frau und Tochter Abschied und folgte dem wartenden Knaben. Die Pfarrerin und Martha blieben in banger Besorgniß zurück und horchten auf jedes Geräusch, das aus dem Städtchen in den friedlichen Pfarrgarten drang.

Nach einer halben Stunde näherte sich ein seltsamer Zug Schritt vor Schritt der Pfarre. Voran gieng der Pastor, mit ängstlicher Sorgfalt jedes Hinderniß von dem Wege entfernend, ihm folgten im langsamen Schritt vier Männer, welche auf ihren starken Schultern eine Bahre mit einem Kranken trugen.

Pastor Chaub eilte voraus und bat seine Frau, schleunigst das Fremdenstübchen für den Patienten einzurichten, den er hier besser aufgehoben glaube, als im Gasthof, und kehrte dann zu den Trägern zurück, welche eben langsam und lautlos den Garten betraten. Von fern stehend, gewährte Martha nur eine schlanke Männergestalt,

welche, sorgsam in weiche Decken und Mäntel gehüllt, auf der Bahre ruhte. An der linken Seite hing unter der Umhüllung lässig eine Hand des Patienten hervor, die von außerordentlicher Zartheit und schöner Form war, und an deren viertem Finger ein Siegelring mit bläulichem Opal bligte. Das war Alles, was Martha von dem Kranken, den man schonend und behutsam in's Haus transportirte, bemerken konnte.

„Ich werde voraussichtlich eine schlaflose Nacht haben, denn es müssen fortwährend Eisumschläge gemacht werden,“ sagte die Pfarrerin zu Martha, als sie, nachdem der Kranke sanft gebettet war, in den Garten zurückkehrte. „Du aber schlaf“ mit Gott mein Kind,“ fügte sie hinzu, indem sie einen herzlichen Kuß auf der Tochter frische Wippen drückte. Martha suchte ihr lauschiges Mädchenstübchen auf und lag bald in sanftem Schlummer; aber im Krankenzimmer wachte die gute Pfarrerin am Bette des Bewußtlosen. Sie kühlte seine Schläfen und beobachtete seine geschäftigen Hände, die im Fieberwahn eifrig am Deckbett pflückten. Gegen Morgen wurde der Kranke ruhiger und genoß einige Stunden sanften Schlummers.

Am andern Tage erfuhr Martha durch die alte Dore etwas Näheres über den Unglücksfall. Der Fremde hatte sich schon seit mehreren Tagen im Gasthof aufgehalten und sich Professor Meyer genannt. Zum Abend des vorhergehenden Tages hatte er sich einen Wagen bestellt, um zur nächsten Eisenbahnstation zu fahren. Als der Professor in den Wagen steigen wollte und schon den Fuß auf den Tritt gesetzt hatte, giengen die Pferde, durch einen Hund scheu gemacht, durch. Der Professor stürzte rücklings herunter und blieb in Folge einer bei dem Sturz erlittenen Gehirnerschütterung besinnungslos liegen. Der Gasthofbesitzer hatte sich geweigert, die Pflege des Verunglückten zu übernehmen, und da der Arzt einen vorsichtigen Transport in's nahe Pfarrhaus nicht für schädlich hielt, hatte Martha's Vater in gastlicher Nächstenliebe ihn in sein Haus genommen.

„Ach und sehen sollten Sie ihn nur, Fräuleinchen,“ fuhr die alte Dore in ihrer Erzählung mit vieler Wichtigkeit fort, „so ein schöner Mann ist es! Es wäre wahrhaftig Schade, wenn er sterben sollte! Er ist recht krank, denn er hat die ganze Nacht phantastirt, und die Mama hat bei ihm gewacht.“

Unter der Sorge um das Leben des Fremden vergliugten peinlich langsam vierzehn Tage; man hatte in dieser Zeit gar keine nähere Auskunft über die Verhältnisse des Professors erlangen können, und doch hatte er gewiß Verwandte, die man von dem ihm widerfahrenen Unfall hätte benachrichtigen müssen. Endlich erklärte der Doktor den Patienten außer Gefahr und der letztere war im Stande, der ihn sorgsam pflegenden Pfarrerin sowie ihrem Gatten seinen innigsten Dank auszusprechen. Bald konnte er das Bett verlassen und in einem weichen Lehnstuhl, von Kissen und Decken umgeben, an dem weinumrankten Fenster seiner Krankenstube sitzen. Da er keiner Pflege mehr bedurfte, so blieb er sich jetzt mehr selbst überlassen, und nur hin und wieder sahen die Pastorin und die alte Dore nach ihm. Martha hatte unterdessen nach gewohnter Weise ihre Tage verbracht. Nachdem sie des Morgens gefrühstückt und sich angekleidet hatte, gieng sie um neun Uhr mit ihren Büchern in die Studirstube zum Vater, der sie dann bis Mittag in verschiedenen Gegenständen besonders aber im Französischen unterrichtete. Nach dem Essen arbeitete Martha zwei Stunden für sich allein, und den Rest des Tages verwendete sie zu weiblichen Arbeiten, zu Spaziergängen oder Besuchen bei ihren Freundinnen.

Ogleich Martha schon siebenzehn Jahre alt war, lernte sie doch noch ruhig weiter, denn ihr Vater gieng von der Ansicht aus, daß man nie genug lerne! Dane, und dann wußte er ja auch, daß eine gute gebetene Bildung das einzige Erbtheil sei, was er seiner Tochter für's Leben mitgeben könne. Bei diesem einfachen Stillleben war Martha so natürlich und unbefangen geblieben, wie wohl selten ein junges Mädchen ihres Alters; viel trug dazu wohl auch die sorgsam von den Eltern für sie gewählte Lektüre bei, welche ihren Geist bildete, ohne ihn mit romanhaften Ideen anzufüllen.

In den ersten Tagen des Juni hatte sich Martha, nachdem sie ihre wissenschaftlichen Nachmittagsarbeiten vollendet, mit einer feinen Handarbeit unter die Alazien begeben. Der Vater hatte eine Fahrt über Land unternommen, um einen kranken Freund bei

einer Amtshandlung zu vertreten, die Mutter war von irgend einer häuslichen Arbeit im Hause zurückgehalten. Martha war aber heut nicht so ernst bei der Stickerie wie sonst wohl; sie schaute nach einer nahen Scheune empor und beobachtete das ab und zu fliegende Storchenpaar, sie blickte nach der Kirche, in deren bunten Glasfenstern sich das strahlende Sonnenlicht brach, aber man sah ihren gedankenvollen Augen an, daß sie an ganz andere Dinge dachte. Die alte Dore, die nach Art alter Dienerrinnen gar gern schwatzte, hatte ihr so Mancherlei von dem kranken Fremden erzählt, und Martha's Phantasie war nun geschäftig, sich von demselben ein Bild zu entwerfen. Aus diesem Sinnen wurde sie durch die Stimme ihrer Mutter geweckt und sie gewahrte aufblickend den Fremden, welcher von der Pfarrerin sorglich über die Schwelle des Hauses geführt wurde, damit er nach seiner Krankheit zum ersten Male wieder die Luft genieße. Beim ersten Blick auf den Professor erkannte Martha den Herrn, den sie damals im Birkenwäldchen gesehen, und auch aus den Augen des Näherkommenen fiel ein schneller erstaunter Blick auf das junge Mädchen, der ihr zu sagen schien, daß auch sie wieder erkannt sei. Martha half geschäftig der Mutter die Kissen ordnen, welche Dore herbeibrachte, und endlich saß der Professor bequem auf der Bank unter den Akazien, Martha gegenüber, und schien von dem kurzen Gange doch ziemlich erschöpft zu seyn.

„Hier, mein lieber Herr Professor,“ sagte jetzt die Pastorin, indem sie noch an der Decke, in welche die Füße des Genesenden gehüllt waren, etwas zurecht zupfte, „lernen Sie nun auch unser Töchterchen kennen; es ist ein gutes, liebes Kind, das Ihnen im Freien hier wohl öfter wird Gesellschaft leisten müssen, wenn wir anders beschäftigt sind. Doch nun will ich gehen, Ihnen die Almonade zurecht zu machen,“ unterbrach sie sich selbst. „Sie sind ordentlich angegriffen von dem Weg bis hierher!“

„Mir ist sehr wohl zu Muthe und ich freue mich von Herzen, daß ich wieder Gottes blauen Himmel schauen und die Sommerluft einathmen kann,“ erwiderte der Professor. „Lassen Sie sich aber durch Rücksichten auf mich nie von irgend einem Geschäft oder Vergnügen zurückhalten; ich bin es durch mein ganzes Leben gewöhnt gewesen, mir selbst genug zu seyn!“

Bei diesen Worten streckte er der Pastorin die Hand entgegen, welche diese warin drückte und dann dem Hause zuschritt, um die Erquickung für den Kranken und wohl auch Eines oder das Andere im Haushalte zu besorgen. Während des Gesprächs hatte Martha Zeit gefunden, zu untersuchen, ob der Professor dem Bilde entspreche, das sie sich soeben noch von ihm entworfen. Lockiges schwarzes Haar umgab eine breite Stirn, welche den Stempel der Entschlossenheit und eines festen Charakters trug; die regelmäßig gefornete Nase, sowie der etwas fest geschlossene Mund, der von einem schwarzen Bart überschattet war, machten das Gesicht zu einem sehr anziehenden. Ganz besonders aber fesselte diese Physiognomie durch die blauen Augen, die einen träumerischen Blick hatten, zu Zeiten aber auch feurig funkeln und blitzen konnten. Schwarze Wimpern und Brauen bildeten mit dem dunkeln Blau des Auges und der Blässe des Gesichts einen eigenthümlichen Contrast. Nein, er sah doch ganz anders aus, als Martha sich einen Professor vorgestellt hatte! Ihre feinen Finger führten ernst die Nadel und es herrschte einige Augenblicke lang tiefes Schweigen, nachdem die Pastorin sich entfernt. Endlich sagte der Professor mit einem freundlichen Lächeln in dem bleichen Gesicht:

„Wenn mich nicht noch eine Fieberphantasie täuscht, mein Fräulein, so muß ich Sie schon einmal gesehen haben. Ich weiß nicht, ob Sie sich des gleichgültigen Fremden, der Sie zu grüßen wagte, noch erinnern, ich aber habe Ihre Züge während meiner Krankheit in lieblichen Traumgebilden oft vor mir gesehen.“

„Wir sehen hier so selten Fremde,“ erwiderte Martha, „daß wir uns sehr wohl des Einzelnen zu erinnern vermögen, und so entsinne ich mich auch ganz gut, Sie am Tage des Unfalls gesehen zu haben.“

Sie sprach ruhig, aber sie konnte doch nicht verhindern, daß ihr eine leichte Röthe in's Gesicht stieg.

„Ich muß unter einem glücklichen Stern geboren seyn,“ fuhr der Professor fort, nachdem er eine Weile auf Martha's geschäftige Hände geblickt hatte. „Ich ging am Tage vor meinem Sturz an diesem Garten vorüber, beneidete die Besitzer um dieses köstliche

schattige Plätzchen und wünschte mich dahin, und siehe, da bin ich! Ein freundliches Gesicht scheint jenem ungeschickten Kutscher die Hand geführt zu haben, um meine Wünsche zu erfüllen!“

(Fortsetzung folgt.)

Goldkörner.

- ** Besser mit Gescheitden den Sieg verlieren,
Als mit Dummen triumphiren.
- ** Man empfängt den Mann nach seinem Gewand,
Führt ihn aber heim nach seinem Verstand.
- ** Wen je gebissen eine Schlange,
Dem wird schon oft vor Raupen bange.

Die alte Stelle.

Dies ist der alte wohlvertraute Flieder
Hier saß ich oft ein — frohes Kind,
Und stammelte die frühesten Lieder.
Gewiegt von Träumen hell und lind.
Das Glück auf ungestüme Welle
Entfloh mir in des Sturms Gebraus,
Such' ich an der geliebten Stelle
Ach, Alles steht viel anders aus!
Die kleine Bank ist weggenommen,
Hochauf wuchs das Gebüsch umher,
Und mag ich selbst auch wiederkommen,
Doch kommt das frohe Kind nicht mehr.

3.

Das Wachs.

Im vierten Hefte des officiellen Berichtes der Weltausstellung werden die „Zeitwaren“ behandelt. Dr. Heinrich Schwarz aus Graz hat sich dieses Gegenstandes bemächtigt und liefert einen ebenso gründlichen als allgemein interessanten Aufsatz. Wir entnehmen demselben nachstehenden Abschnitt über die verschiedenen Wacharten:

Wenn auch in physikalischer und chemischer Beziehung etwas abweichend, ist doch das Wachs der Bienen immer noch zu den Fetten zu rechnen. Man fand auf der Ausstellung auch das Wachs in zahlreichen Expositionen von rohem und gebleichtem Wachs, von Wachskerzen und Wachsstöcken, von Wachsbäumen und Wachsfrüchten vertreten. Es ist indessen leicht zu erkennen, daß seine Zeit als Luxuskostenmaterial vorüber ist. Wenn nicht in den katholischen Ländern die Kirche mit Hartnäckigkeit an reinem Wachs bei ihren Ceremonien festhielt, würde es noch in viel größerem Maße seinen Platz den billigeren Surrogaten haben überlassen müssen. Italienische Aussteller unterscheiden in der That schon Cere di Ghiese, d. h. reines Wachs, und Cere del Commercio, bei welchem ein Veratz mit Paraffin z. zulässig erscheint. Das Rohwachs stammt vorwaltend aus Ländern mit wenig intensivem landwirthschaftlichem Betriebe. In der reichen Sammlung von rohem und gebleichtem Wachs, welche Antonio Masotti von Roveredo ausstellt, findet sich außer hannoverschem und Brandenburger Wachs nur solches aus dem Orient und Westindien. Gewisse Theile der Lüneburger Heide, der märkischen Sand- und Kieferflächen lassen eben keinen intensiven landwirthschaftlichen Betrieb zu. Diese Beobachtung bestätigt sich, wenn wir die Einzelausstellungen des Orients, Griechenlands, Africa's und der Colonien besichtigen, wo auch stets das Wachs als Ausstellungsobject eine wesentliche Rolle spielt. Seitdem das Bedürfnis nach Versüßungsmitteln besser und billiger durch Zucker als durch Honig gedeckt wird, und der Honig selbst da, wo er unentbehrlich schien, bei der Sebluchen- und Methberbereitung seinen Ersatz im Stärkesyrup gefunden hat, ist die Bienenzucht zum Zurückgehen, wenigstens bei uns, verurtheilt. Wenn die so rationell entwickelte Seiderei der Neuzeit auch noch auf Honigproduction hinarbeitet, so arbeitet sie doch sicher nicht mehr auf Wachsproduction hin. Die Biene sammelt nicht etwa das Wachs, nein, sie producirt es aus ihrem Körper aus dem von ihr verzehrten Honig, natürlich mit großem Verluste. In richtiger Erkenntniß dieses Umstandes und in Rücksicht darauf, daß die Biene nicht eher Honig eintragen kann, bis sie dafür die Zellen gebaut, daß endlich der mehr gewonnene Honig besser bezahlt wird, als sein physiologisches Aequivalent an Wachs, sucht der rationelle Bienenzüchter den Waben ihren Honig zu entziehen, ohne ihre Form zu

zerstören, um sie den Bienen zur neuen Füllung darzubieten, und hängt sogar künstlich erzeugte dünne Wachsblätter mit Zellenanfängen in die Bienenwohnungen ein. Unter diesen Verhältnissen muß die Menge des gewonnenen Wachses ein Minimum seyn.

Die rohen Wachsorten sind meistens grünlich, gelblich, bräunlich bis dunkelbraun gefärbt, um so dunkler, je älter die Waben waren, aus denen sie gewonnen wurden. Zur Bleichung wendet man selten chemische Mittel (Weinsäure, verdünnte Schwefelsäure, Chlorgas oder Chlorkalk) an, da das so erzeugte Wachs, das wahrscheinlich Chlor in die Zusammensetzung aufnimmt, schlecht brennt, sondern benützt die uralte Bleichmethode durch Luft und Sonnenlicht. Die Wachsbleicher, ich nenne Masotti, Altmann jun. und F. Dollinger in Wien, Fischer in Bistritz, Montalard in Lyon u. A., stellten meistens rohes und gebleichtes Wachs in der Form feiner, gegräufelter Späne aus, was eben die sogenannte Naturbleiche charakterisiren soll. Es wäre freilich leicht, durch nachträgliches Bändern eines chemisch gebleichten Wachses eine Täuschung hervorzurufen. Professor Cavaliere Zinno aus Neapel stellte eine Probe gebleichten Wachses aus, bei der er angab, sie sei ohne Chlor und chlorige Säure gebleicht. Wahrscheinlich liegt hierin die Andeutung, daß es sich um eine andere chemische Bleichmethode, vielleicht mit übermangansaurem oder chromsaurem Kali handelt.

(Schluß folgt.)

Eine chinesische Gerichtsitzung

dürfte für Viele so interessante, weil unbekannt Seiten bieten, daß wir die Schilderung einer solchen unserer Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Eine derartige Sitzung fand Anfang dieses Monats in einer kleinen Stadt der Vereinigten Staaten, welche eine große Chinesenkolonie besitzt, statt, und wird von einem dort erscheinenden Journal in folgender Weise beschrieben. Die Gerichtsitzung fand in einer eigens dazu erbauten Holzhütte statt. Die Chinesen, zehn an der Zahl, saßen mit untergeschlagenen Beinen und gekreuzten Armen im Halbkreise auf dem Boden herum. Im Centrum des Halbkreises stand der Angeklagte, zu seinen Füßen ein Becken mit glühenden Kohlen. Auf vier Seiten des Vorsitzenden erhoben sich die auf dem Boden Kauernden und verrichteten ein Gebet, an dessen Schluß von einem Jeden ein farbiger Papierstreifen unter entsprechenden Zeremonien in das Kohlenbecken geworfen wurde. Nunmehr begann die eigentliche mündliche Verhandlung. Es schien, als ob der Verklagte seine Schuld ohne Weiteres eingestände; denn nicht lange so erhoben sich die Richter, welche während des Verhörs wieder auf dem Boden gekauert hatten, und stellten sich im Kreise um das Kohlenbecken herum. Jeder von ihnen zog einen eigenthümlich geformten Papierstreifen hervor, worauf der Vorsitzende der Reihe nach Jeden beim Namen zu rufen und eine Frage an ihn zu richten schien. Die Beantwortung derselben war bei jedem der Richter ein Zerreißen des Streifens und Werfen desselben in das Kohlenbecken. Es bedeutet dies das „Schuldig“, während bei „Nichtschuldig“ der Papierstreifen unverletzt dem Vorsitzenden überreicht zu werden pflegt. Nachdem somit Alle für „Schuldig“ gestimmt hatten, nahmen sie wieder ihre kauende Stellung am Boden ein, mit Ausnahme des Vorsitzenden, auf dessen Befehl der Schuldige sich seiner Sandalen entledigen und mit den ausgestreckten Füßen flach auf den Bauch niederlegen mußte. Mittlerweile war ein etwa 2 Fuß langer Eisenstab mit wunderlichen Verzierungen in die glühenden Kohlen gesteckt worden. Der Vorsitzende begann nun abermals den Namensaufruf, worauf sich Jeder der Beisitzer erhob und ein Gebet murmelnd mit dem glühenden Stabe über die beiden Fußsohlen des Verurtheilten strich. Während dieser Prozedur streute der Vorsitzende ein aromatisches Pulver auf die Kohlen, wahrscheinlich um den abscheulichen Geruch verbrannten Fleisches zu bannen. Nachdem alle neun Beisitzer dem Verurtheilten die Fußsohlen total verbrannt hatten, goß man ihm Del in die Wunden, worauf er von zwei Gerichtsdienern ergriffen und auf eine im äußersten Viertel der Hütte stehende Lagerstätte gelegt wurde. Nach wiederholtem Beten und obligater Papierverbrennung wurde die Sitzung geschlossen. Das Verbrechen des Delinquenten hatte darin bestanden, daß er einem andern Chinesen einen mächtigeren, wohlthätigeren und gütigeren Götzen gestohlen hatte, als er ihn selbst besaß oder ihn zu kaufen im Stande war. Es soll dies eines der schwersten und ein schwereres Verbrechen seyn, als wenn

man Jemand einen Götzen stiehlt, der gleich oder weniger mächtig, als der eigene ist. Gewöhnlich dauert es 5—6 Monate, ehe ein derartig Abgebrannter wieder auf die Beine kommt. Fiat justitia!

Sin theurer Toast.

Zur Zeit Karl's II. von England (1660—1685) war unter den Stuzern einmal die Mode aufgekommen, wenn ein Herr die Gesundheit einer Dame ausbrachte, daß er dabei irgend einen Gegenstand, den er an sich trug, in's Kaminsfeuer warf, und die andern anwesenden Herren waren dann nach den Gesetzen der Ehre oder, wenn man lieber will, der Galanterie verpflichtet, dasselbe Opfer zu bringen, und denselben Artikel oder in dessen Ermangelung einen ähnlichen den Flammen zu überantworten. Einst befand sich der berühmte Poet und Lebemann Sir Charles Sedley in einer solchen Gesellschaft. Einer seiner Bekannten bemerkte, daß Sedley eine prachtvolle, reich gestickte Halsbinde trug; schadenfroh erhob er sich, trank einen Toast auf das Wohl einer Schönen und warf seine Kravatte in's Feuer. Sir Charles machte gute Miene zum bösen Spiel, folgte dem Beispiele wie die andern, äußerte aber, er werde sich bei Gelegenheit reoanchiren. Bald darauf befand er sich wieder bei einem Diner junger Elegants mit jenem Herrn zusammen. Da stand Sir Charles auf, trank auf die Gesundheit einer gefeierten Schönheit, winkte dann einem Herrn im Hintergrunde des Saales, es war ein Zahnarzt, den er mit sich gebracht — und lies sich einen Zahn ausziehen, der ihn schon lange gequält und den er nun der Dame zu Ehren hinwarf. Die Etikette forderte, daß jeder in der Gesellschaft seinem Beispiele folgte, obwohl nicht alle einen kranken Zahn hatten. Man sträubte sich und machte allerlei Einwendungen; aber Sir Charles blieb unerbittlich, und die galanten Herren mußten wohl oder übel die grausame Probe ablegen.

Maritätenkästlein.

†† „Sie sind Geiger?! Was für'n erbärmliches Geschäft, sei' Lebtag auf 4 Schafsöarmen herumtrabbeln zu müssen!“

†† (Bauer Michel erhält die Leichenkostenrechnung für das Begräbniß seiner Bäuerin): „Was? 33 Gulden soll i zahl'n für die Leich? ja, da wär's mir ja bald lieber, mein Weib wär nit g'storb'n!“ (Fl. Bl.)

Charade.

Ward viel des Glückes Dir beschieden,
Bist Du geachtet und geliebt.
Fehlt nimmer dir der innre Frieden,
Der überfließend' Wonne giebt;
Ist dir ein holdes Weib gegeben,
Dem nimmer Lieb' und Treu' gebricht,
Versüßen Kinder Dir dein Leben,
Dann, wahrlich! bist du Erste nicht.
Die Letzte kannst und wirst du werden,
So Du nach innern Gütern strebst;
Du wirst sie werden
Schon auf Erden,
Wen Du ein himmlisch' Glück Dir wehst.
Doch ach! das herbe Wort: das Ganze,
Suchs nicht im Reichthum, nicht im Glanze. J. A. Tr.

Logogryph.

7. 5. 8. 3. 4 — eine adeliche Familie im Vaterland;
2. 1. 8 — soll seyn ein unaufsöliches Band!
5. 9. 6 — im schönen Land Tyrol ein Fluß.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 — die Stadt im nahen Preußen man suchen muß. B.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:

- 1) Preiswürdig. 2) Fettang.

Von den Jahrgängen 1851, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858, 1859, 1860, 1861, 1862, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869 und 1872 des *Unterhaltungsblatte* erlassen wir den beschriebenen Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direkt bei der Redaktion gemacht werden, worauf solche oenen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brändes.